

Das größere Ungarn

In drei Etappen ist aus dem kleinen Nachkriegs-Ungarn das heutige größere Ungarn geworden. Nachdem im Herbst 1938 zunächst das ungarische Oberland aus dem Gebiete der Tschecho-Slowakei an Ungarn zurückfiel, folgte im Frühjahr 1939 der östliche Teil der Tschecho-Slowakei, die bis zum Weltkrieg ungarisch-gemeinsame Karpaten-Ukraine, und nunmehr im Herbst 1940 Nordserbien, das ebenfalls bis zum Weltkrieg ungarisch war. Damit sind die außerhalb des ungarischen Mutterlandes lebenden Ungarn zum allergrößten Teil wieder in ihre Heimat zurückgekehrt.

Das neue größere Ungarn sieht sich jetzt vor große Aufgaben gestellt. Durch die Grenzrevisionen ist nicht nur der Flächenraum bedeutend vergrößert und die Bevölkerung vermehrt worden, sondern sehr wichtige Probleme rücken damit neu in den Vordergrund. Das wichtigste aller Probleme ist nach der Festlegung der äußeren Staatsgrenzen die innerstaatliche soziale Neugestaltung Ungarns, ein Problem, das seit 1918 schon vielfach in Angriff genommen wurde, aber infolge besonders schwieriger Umstände noch nicht gelöst werden konnte. Kein zahlenmäßige ist das anfängliche Nachkriegs-Ungarn mit seinen 9 000 Quadratkilometern und den zunächst 8 Millionen zählenden Einwohnern, die bis 1938, d. h. bis zum Beginn der Revisionen, auf 9 1/2 Millionen gesunken waren, nun auf 16 100 000 Quadratkilometer mit 13 1/2 Millionen Menschen angewachsen. Die erste Revision erbrachte eine Gebietsvermehrung von 12 000 Quadratkilometer mit 1,1 Millionen Menschen, die zweite eine solche von 10 000 Quadratkilometer mit 1/2 Million Bewohnern und die dritte 44 000 Quadratkilometer mit 2 1/2 Millionen Menschen. Die letzte war also die bedeutendste, und mit Nordserbien sind allein 1,2 Millionen Ungarn zum Mutterland zurückgekommen, während der Rest der Bevölkerung sich auf 1 Million Rumänen, 65 000 Deutsche und 180 000 Angehörige verschiedener Volksgruppen verteilt. Im neuen Ungarn machen nunmehr die eigentlichen Ungarn rund 75 v. H. der Bevölkerung aus, d. h. 10 Millionen, wogegen die Minderheiten sich in etwa mehr als 1 Million Rumänen, 1/2 Millionen Deutsche, über 1/2 Million Rumänen, 350 000 Slowaken, 55 000 Kroaten und einige kleinere Volksgruppen ausgliedern.

Was nun die soziale Schichtung der Bevölkerung Ungarns anbelangt, so ergibt sich nach den drei Revisionen folgendes Bild. Die nach dem Weltkrieg in Ungarn zuzugehende Landflucht und Abwanderung in die Städte, die 1930 den Prozentfuß der ländlichen Verufe auf 52 sinken ließ, eine Entwicklung, die durch die Bemühungen der Regierung bis 1938 um einige Prozent gemildert werden konnte, tritt durch die Revisionen, die einen beträchtlichen Zuwachs der ländlichen Bevölkerung brachten, scheinbar in den Hintergrund. Der rein zahlenmäßige Anteil der ländlichen Verufe an den gesamten Verufen Ungarns erscheint wieder mit etwa 70 v. H., und der ungarische Arbeiterstand nimmt fast die Hälfte der Gesamtfläche Ungarns ein, während das Vieelen- und Weideland für die bedeutende ungarische Viehwirtschaft 30 v. H. ausmacht und das forstwirtschaftlich so wichtige Waldland ebenfalls 30 v. H. Auf dem restlichen Boden wird der Garten- und Weinbau betrieben. Durch diese neue Lage sind aber die eigentlichen Ursachen der Landflucht im ungarischen Kernland nicht beseitigt worden. Die tiefste Ursache hierfür ist in den großen sozialen Unterschieden zwischen den ländlichen Klassen zu suchen. Mit anderen Worten: der größte Teil des ungarischen Bodens befindet sich nicht im Besitz wirklicher Bauernfamilien, die den Boden mit ihren Familienangehörigen selbst bebauen, sondern im Besitz von „Grundherren“, die zumeist in den Städten wohnen, ihre sehr großen Besitzungen verwalten lassen müssen und die Bewirtschaftung durch Gutserbeiter oder Tagelöhner vornehmen lassen. Die Massen der Tagelöhner und Arbeiter verlieren dabei andererseits in dürftige Verhältnisse, selbst in Armut und Arbeitslosigkeit, und ihre Bindung an die heimliche Scholle lockert sich. Das führte viele Gefahren herauf, gesundheitliche und geistige. Durch die drei Revisionen wurde zwar auch der Bestand des eigentlichen Bauerntums neu gemehrt, da in den übernommenen Gebieten das Bauerntum vorgefunden, aber auf das Ganze gesehen macht jetzt noch allein die allergrößten ungarischen Besitzungen über 1000 ungarische Joch (1 Joch = 0,57 Hektar) mehr als den fünften Teil des ungarischen Bodens aus, wobei es Einzelbesitzungen bis zu 200 000 Joch gibt. Dazu kommen die übrigen Großgrundbesitzer über 100 Hektar, und innerhalb dieses Großbesitzes hatte das Judentum sich nach dem Weltkrieg eine solche Stellung erworben, daß es allein 20 v. H. des ungarischen Bodens beherrschte. Seit dem vorigen Jahre wird der jüdische Einfluß in Ungarn durch ein besonderes Gesetz eingedämmt. Auch der größte Teil der unter 100 Hektar liegenden Güter ist noch kein einträgliches Bauerngut, das von den Besitzern bebaut wird, sondern die eigentlichen Bauerngüter weilen in den meisten Gegenden nur einen Besitz unter 25 Hektar auf. Dieser wirkliche bäuerliche Besitz umfaßt insgesamt den vierten Teil des ungarischen Vaterlandes.

Einige Jahre nach dem Weltkrieg leitete die ungarische Regierung bereits eine Agrarreform ein. Sie verbot die Grund- und Boden an die Frontkämpfer, jedoch die Aktion blieb ohne größeren Erfolg, denn im Verlauf von mehr als zehn Jahren konnten nur 35 000 Hektar verteilt werden. Im Jahre 1938 wurde ein neues Agrargesetz beschlossen, wodurch 1/4 Millionen Hektar Land für bäuerliche und Kleinrentner zur Verfügung gestellt werden sollten. Auch die Ausführung dieses Gesetzes stieß auf große Schwierigkeiten, und als die erste Grenzrevision vor zwei Jahren begann, waren noch etwa zwei Drittel aller landwirtschaftlichen Tätigen entweder ohne eigenen Besitz oder nur im Besitz von kleineren Stellen, die

sie zwangen, als Lohnarbeiter ihren Hauptunterhalt zu verdienen. Seitdem konnte nur eine kleinere weitere Zahl zu ländlichen Besitzern gemacht werden. Von den landwirtschaftlichen Arbeitern gilt der kleinere Teil als Gutserbeiter, die in einem festen Vertragsverhältnis stehen und das ganze Jahr hindurch sichere Arbeit haben, während der größere Teil von den Tagelöhnern gebildet wird, die in keinem festen Arbeitsverhältnis stehen, und von denen viele nur etwa den vierten Teil des Jahres Arbeit haben. Die Regierung konnte wenigstens die Löhne der Arbeiter in den letzten Jahren etwas steigern, und auch eine Alters- und Invalidenversicherung war schon 1938 geschaffen worden sowie auch eine Wohnungsfürsorge. Aber das Gesamtproblem blieb noch zu lösen. So ist nunmehr nach der Sicherstellung der Staatsgrenzen der Plan einer neuen durchgreifenden Agrarreform in den Vordergrund getreten. Das oberste Ziel dieser Reform ist die Schaffung einer möglichst großen Anzahl wirklicher Bauernstellen, auf denen die Bauern als Besitzer anfänglich sind, und daneben die Schaffung möglichst vieler Siedlerstellen für die landwirtschaftlichen Arbeiter, wie auch für den ungarischen Industriearbeiter. Man erhofft dadurch zugleich eine nicht unbedeutende Steigerung der Gesamtproduktionsleistung des ungarischen Bodens.

Neben dem ländlichen Problem steht dann das Industrie- und Arbeiterproblem in Ungarn nach seiner sozialen Seite hin noch zur Lösung. Dieses hat sich durch die Eingliederungen nur um ein wenig verändert, da von den drei angegliederten Gebieten in der Hauptsache nur Nordserbien auch in industrieller Beziehung einen bestimmten Zuwachs brachte. Von den Erzbergwerken Gesamt-Siebenbürgens fielen etwa 15 Prozent an Ungarn, darunter besonders die siebenbürgischen Kupfer- und Bleibergwerke, die Gruben von Vaja Mare und in den Karpaten. Kein statistisch kann allerdings über 50 000 „Betriebe“ an Ungarn, aber diese „Betriebe“ sind zum größten Teil nur Auerbetriebe oder ganz kleine Handwerksstätten. Sie beschäftigen insgesamt nur etwa über 200 000 Arbeiter, während die Gesamtbevölkerung Nordserbiens ja 2,5 Millionen beträgt. Es handelt sich dabei vorwiegend um Nahrungs-mittelbetriebe, um Holz- und Metallwerkstätten, kleine chemische Fabriken, Webereien und Brauereien, deren Hauptstandorte in Klausenburg, Großwardeln und Sathmar sind. Durch die Eingliederungen hat sich die Zahl der gesamtungarischen Arbeiter um 1 Million vermehrt, von denen annähernd 800 000 in der eigentlichen Industrie und in Handwerksbetrieben tätig sind, über 100 000 im Bergbau und rund 80 000 im Bergbau. Auffallend ist, daß allein über 400 000 Industriearbeiter in Budapest leben, und in der ungarischen Hauptstadt die eigentlichen Facharbeiter sich zusammenfinden, da in Budapest die ungarische Schwerindustrie (Lokomotiven, Waggons und Kraftwagen) und

die Spezialfabriken für Maschinenbau, eine große Textil- und chemische Industrie und andere zu Hause sind. Ueber die Hälfte der ungarischen Arbeiter aber sind ungelernete Arbeiter, die außerhalb der Hauptstadt in der Provinz leben, und die weit niedrigere Löhne erhalten als die Facharbeiter. Ihre Lage ähnelt jener der landwirtschaftlichen Lohnarbeiter, und sie haben vielerorts ebensowenig feste Arbeitsplätze wie jene. Die in Aussicht genommene Agrarreform sieht deshalb, wie bemerkt, nach dem Vorbild der in Deutschland geschaffenen Siedlungen auch die Schaffung von Industriearbeiter-Siedlungen vor, zumal das Hauptstreben des ungarischen Arbeiters darauf geht, für sein verdientes Geld sich ein kleines Städtchen Land zu kaufen. Die Regierung hat auf dem Gebiete der Arbeiterfürsorge in den letzten Jahren ebenfalls schon Verschiedenes unternommen. So wurde der Achtstundentag geschaffen und eine Arbeiterversicherung, aber alles zusammen genügt noch nicht, um das Los des Arbeiters erträglich zu gestalten.

Die nichtungarischen Volksgruppen sind zu allererst auf dem Lande ansässig u. darum in ländlichen Berufen beschäftigt. Nur die Rumänen stellen eine größere Zahl von Industriearbeitern, nämlich in den Betrieben Nordserbiens. Die Deutschen, Slowaken, Ruthenen und Kroaten dagegen sind in der Hauptsache Bauern, Forst- oder Landarbeiter (ein kleiner Teil Handwerker und Bergarbeiter). Die Deutschen, deren Vorfahren weite Strecken Ungarns früher kolonisierten, zeichnen sich heute den höchsten bäuerlichen Einklang mit härtester Anteilnahme der ganzen Familie an der bäuerlichen Arbeit. Die kulturellen Bestrebungen der Deutschen erlitten nach dem Weltkrieg zunächst einen starken Rückschlag, weshalb es kommt, daß sie im öffentlichen Bildungswesen wie in der Verwaltung nur schwach an führender Stelle vertreten sind. Ein Zustand, der durch die begonnene innere Neuordnung leicht behoben werden soll. Besonders das deutsche Schulwesen soll neu aufgebaut werden. Die Hauptbildungsgebiete der deutschen Bauern liegen rechts der Donau, im Burgenland und in der slowakischen Türkei, dann zwischen Donau und Theiß, um Budapest herum und in der ungarischen Puszta.

Ein besonderes Problem bildet auch in Ungarn das jüdische Problem. Dieses ist dadurch um so aktueller geworden, als durch die Grenzrevisionen noch eine verhältnismäßig hohe Zahl von Juden zu Ungarn gekommen ist. Im alten Rumpl-Ungarn waren sie in der Hauptsache in Budapest ansässig, wo sie 250 000 nach dem Weltkrieg ausmachten, und ihren stärksten Einfluß besaßen sie im Vieelen- und Hand- und Auerbau, dem, wie erwähnt, im Großgrundbesitz. Ferner auch in den vielen freien Berufen. Nachdem im vorigen Jahre das Gesetz über die künftige Rechtsstellung der Juden geschaffen worden ist, wonach es u. a. den Juden nicht mehr möglich ist, öffentliche Ämter und staatliche Stellen zu bekleiden und sie in den freien Berufen nur noch ihrer Volkszahl gemäß tätig sein können, wird auch in Ungarn die Stellung der Juden sich grundlegend wandeln. Für die Durchführung des Judentums ist ein Zeitraum von 4 Jahren vorgegeben worden.

Ein Vorkämpfer des Kolonialgedankens

Vor 75 Jahren, am 2. Oktober, wurde der Afrikaforcher Karl Klaus von der Dechen in Somaliland er-mordet.

Gewaltige Kriegsergebnisse spielen sich zur Zeit in Ostafrika ab, wo die Belange des italienischen Imperiums mit den Ansprüchen des britischen Empire schon längst kollidierten. Im Somaliland war es, wo jene Schicksalsstrategie ihr grausigste Ende nahm, deren wir gerade jetzt gedenken, weil es ein deutscher Forscher war, der dort vor 75 Jahren, — am 2. Oktober 1865 — im Dienste der Wissenschaft und der deutschen Kolonialidee sein Leben ließ: Karl Klaus Freiherr von der Dechen.

Einer im Staatsdienste seit Jahrzehnten bewährten niederösterreichischen Familie entstammend, trat er in königlich hannoversche Dienste, nachdem er in Lüneburg das Gymnasium und in Hannover das Kadettenkorps besucht hatte. Außerordentlich interessiert für naturkundliche Fragen, nahm der junge Offizier bald den Abschied, um sich zuerst auf Reisen in Spanien, Italien, Ungarn, Algerien fortzubekken, dann aber in ferne Erdteile zu ziehen, von deren Erschließung er mit frühem Scharfsinn von der Allgemeinheit noch unerahnte koloniale Fortschritte erhoffte. Erst 27 Jahre alt, rüstete er 1860 mit eigenen Mitteln seine erste Expedition nach Afrika aus, und zwar wandte er sich dem damals von Wissenschaft und Politik noch recht vernachlässigten Ostafrika zu.

Dort waren zwar schon uralte Hafenplätze und Küstenwege dem Handel bekannt, aber selten nur war ein Karavansarai in das Hinterland gedrungen; vielmehr hatte der Abtransport der Vinnenlandprodukte ausschließlich in den Händen zumeist arabischer, seltener auch hantilischer Händler gelegen, die ihrerseits die Rohstoffe von Eingeborenen aus Meeresgegend bringen ließen. Bestürzlich wurde die Gegend besonders durch die räuberischen Somali. Haben diese doch bis in die neueste Zeit hinein zu verhindern gesucht, daß am berühmtesten Kap Guardafui (zu deutsch: „Hüte dich!“) ein Leuchtturm errichtet wurde; denn eine Hauptinkommensquelle der Somali lag in der Auffassung des Strandquarzes, dessen Schmelze die italienische Regierung den Bau des optischen Warnings- und Orientierungsturmes durchgeföhrt. Jenes Gebiet aber, das unserer — vorübergehend — uns entziffenen Kolonie Deutsch-Ostafrika benachbart ist, hatte von der Dechen sich als Untersuchungsgebiet auszuzeichnen. Von dort und von Sanfar als unternehm er seine höchsten Fortschritte ins Innere des schwarzen Erdteiles. Bedeutender Erfolg war einer Forschungsreise ins Gebiet des Kilimandscharo beschieden. Von

der Dechen konnte nachweisen, daß die von deutschen Missionaren aufgestellte, damals ungläublich erscheinende Behauptung zutrifft, daß nämlich das Gebirgsmassiv inmitten der Tropen ewigen Schnee und Eisfirnen trage. Er bewann den Hauptgipfel bis zu einer Höhe von 4200 Meter und brachte eine beispielhaft wissenschaftliche Ausbeute von dieser auch sportlich hervorragenden Hochtour mit. Ein Plan, im nächsten Jahre — 1862 — Madagaskar zu besuchen, mußte wegen politischer Ereignisse aufgegeben werden.

Darum begab sich von der Dechen nach Deutschland, um einerseits seine Freunde zu bergen, andererseits, um eine neue Expedition technisch vorzubereiten. Sie galt der Erforschung ostafrikanischer Stromläufe. Zu diesem Zwecke ließ er zwei jetzt verlorengegangene Dampfmaschinen konstruieren und sie — 1865 zurückgekehrt — in Sanfar wieder zusammenmontieren. Eines der beiden Schiffe erlitt schon zu Beginn der Flussfahrt im Mündungsgebiet des Juba Havarie. Mit dem anderen Dampfer ging es stromaufwärts bis zum Handelsplatz Bardera, der zum einzigen Konsulatsort wurde. Da bekam auch der dahin benutzte Dampfer ein Loch. Der deutsche Forscher entschloß sich zur Weiterreise auf dem Landwege; kam aber hatte er Schiff und Gepäck unter einer Bedeckung zurückgelassen, da erreichte ihn die Kunde, daß die Somali bedrohliche Haltung einnahmen. Schnell eilte v. d. Dechen den Seinen zu Hilfe, aber da hatte das Schicksal die weißen seiner Weitreuen schon ereilt. Unerkroden wandte sich der selbst schwer bedrängte Deutsche wieder Bardera zu, da stellten sich auch ihm die Somali entgegen und ermordeten ihn. Im ganzen entzogen von der Expedition nur drei Europäer und sechs Schwarze. Ein Teil der wissenschaftlichen Materialien wurde gerettet. Die so geborgenen Ergebnisse kamen den weiteren Kolonialbahnmachen treibenden Forschern zugute, und wenn Ostafrika 20 Jahre später deutsches Interessengebiet wurde, so ist das zum guten Teil der Vortat der des Freiherrn von der Dechen zu danken, der das Terrain und die wirtschaftliche Lage der ostafrikanischen Lande erkundete, als weite Teile unseres Volkes dem Kolonialgedanken noch fern standen.

Magentius-Stadion soll wieder erstehen

Römische Pläne.

Rom, Ende Sept. 1940. Gegenwärtig werden die Pläne zur Wiederherstellung des Magentius-Stadions an der antiken Via Appia in Rom ausgearbeitet. Das Stadion liegt unweit des Grabdenkmals der Cecilia Metella. Seine Außenmauern und sein Triumphbogen sind noch vollständig erhalten, dagegen ist der Teil des Mittelfeldes, wo sich früher der große Ordehls erhob, der heute den Bernini-Brunnen auf der Piazza Annona ziert, noch verschüttet. Die Ausmaße des Stadions sind außerordentlich. Es beträgt 480 Meter in der Länge und 80 Meter in der Breite. Zwei Mauern grenzen die zehn Stufenreihen für die rund 30 000 Zuschauer, die das Stadion aufnehmen konnte, ab. Auf der einen Seite des Bauwerkes sieht man noch die Ueberreste der kaiserlichen Tribüne. Ihr gegenüber erhebt sich die Tribüne des römischen Magistrates. Auch Ueberreste des Tempels, den Maxentius zu Ehren seines Sohnes Romulus errichten ließ, sind noch zu sehen. Das Stadion kann ohne Zögern als das typische Beispiel für die Anlage der römischen Sportfelder angesehen werden, weil alle Angaben über Größe, Bau und Einrichtung auch dem noch Vorhandenen gut zu erkennen sind. Wenn die Via Imperiale, die Rom mit der Welt ausstellung verbinden soll, vollendet sein wird, wird das Gelände des Magentius-Stadions nahe dieser schönsten Straße der Welt zu neuer Bedeutung gelangen. Dr. Arch. Kaij v. Frenck.

(Schluß des redaktionellen Teils.)

Man kauft keine Rahe im Sack. Rein, man will sie erst sehen! Manchmal hat man trotzdem gekauft, was gerade da war. Jetzt ist der Nachschub von Erdal durch die Erdal-Nachfüllpackung in hohem Maße gesichert. Jetzt sieht man wieder darauf, daß man das altbewährte Erdal erhält. Die Erdal-Nachfüllpackung ist übrigens kein „Erdal“ im üblichen Sinne des Wortes, sondern vollwertige Ware wie in der Erdal-Blechdose. Lediglich um die Erdal-Blechdose mehrmals verwenden zu können, ist die Verpackung anders. Das ist keine Rahe im Sack, sondern Leistung!

Der Vater der Reklame

Es ist jetzt 125 Jahre her, seit Joseph Kefelak seine erste Wanderung durch Österreichs Alpen antrat, die seinen Namen weit über Deutschlands Grenzen hinaus bekannt machen sollte; er hat seine Reisen in mehreren Büchern beschrieben, von denen das eine, „Kefelaks Alpenreise“, sogar noch in unseren Tagen eine Neuauflage erhielt. Der Name Kefelak wird heute nur noch wenigen etwas sagen; einst aber war er weltbekannt, und dafür hat er selbst auf eine Art gesorgt, die ihn zum Vater der Reklame gemacht hat. Sein äußeres Leben war fast ereignislos. 1795 in Wien als Sohn eines Hofbeamten geboren, wurde Kefelak nach einem bald ausgeübten Verfolg, Philosophie zu studieren, Registraturbeamter an der Hofkammer in Wien. Nebenher war er ein geschickter Drechsler. Berühmt gemacht haben ihn auch nicht seine großen Wanderungen, obwohl deren Beschreibung wahrheitsgetreu und kulturhistorisch nicht ohne Wert ist, sondern die Wante des drohenden Ruins, seinen Namen in lebensgroßen Buchstaben, Schabloniert, an allen möglichen und unmöglichen Stellen anzubringen: an Felsenwänden und in Höhlen, an Gebäuden und Denkmälern, wo nur eines Menschen Fuß hingelangt kann. Man hat gesagt, er habe dies getan, um einer ungetreuen Geliebten seinen Namen überall strafend vor Augen zu führen; wahrscheinlicher ist der Überdruß von einer Wette, binnen drei Jahren seinen Namen in ganz Österreich bekannt zu machen, jedoch nicht durch ein heroistisches Verbrechen oder einen sensationellen Selbstmord. Schon in der Hälfte der Zeit hatte Kefelak sein Ziel voll

erreicht: er war bekannt bis über den Ocean hin. Witzblätter brachten Karikaturen: Humboldt kommt auf die Spitze des Chimborazo, von dessen Kraterwänden ihm „Kefelak“ entgegenruft. Auch Konflikte blieben ihm nicht erspart, besonders wegen Beschädigung öffentlicher Bauten. Bei Einweihung einer neuen Donaubrücke mußte er versprechen, sie zu schonen; man fand seinen Namen unter der Wölbung. Einmal soll ihn der alte Kaiser Franz zur Audienz befohlen haben, um ihm Berathungen wegen eines Hofgebäudes zu machen; Kefelak handelte auf dem Schreibtisch herum. Auf die Frage: „Was macht Ihr denn da?“ erwiderte er: „Majestät, ich bin schon fertig!“ Der verwunderte Kaiser verstand nicht, entließ ihn und — fand unter den Papieren auf der Tischplatte den Namen Kefelak! Das ist wohl gut erfunden, ebenso wie die Volks-erzählung über seinen Tod: während einer — viel späteren — Trockenperiode, kam in der Donau ein Felsen, ein sogenannter Hungerstein zum Vorschein; auf ihm wollte Kefelak sich verewigen, fand ihn bereits wieder überflutet und stürzte sich verzweifelt in die Flut.

In Wirklichkeit starb der Sonderling 1831 an der Cholera, nachdem er den Karsten zum Trost große Mengen Obst gegeben hatte. Kuffchen erregten auch die zwei ungenügend großen Hadel, die ihn auf allen seinen Wegen begleiteten. Kefelak war so vorfindlich, seine Inschriften immer an Stellen anzubringen, die vor Feuchtigkeit geschützt waren, und er hoffte, seinen Namen auf diese Weise zu verewigen, aber man hat aus den letzten Zeiten nie etwas davon gehört, daß jemand auf den Namen gestoßen wäre und verunbert nach seiner Bedeutung gefragt hätte.